

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion:
Leipzig, Tauchaer Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Fernsprecher: 19008.

Inserate kosten die 7gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plagvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— Mk. jedes Tausend, bei Teilaufgabe 5.— Mk. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 19/21, Fernsprecher: 4506 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

Tageskalender.

In Leipzig soll ein Kunstgewerbemuseum für 2 1/2 Millionen Mark erbaut werden.

Die Situation auf dem Balkan scheint sich zu verschlechtern.

Vor Agadir kam es zwischen Wachtschiffen und Batterien der Aufständischen zu einem Gefechtskampf.

Die selbstgefällige Regierung.

Leipzig, 3. Oktober.

Die Gemeinden von Groß-Berlin hatten in der vorigen Woche eine umfangreiche Eingabe an die Regierung gerichtet, in der sie die Zulassung der Einfuhr überseeischer Fleischsorten forderten. Sie hatten in der Begründung darauf hingewiesen, daß seit dem August 1911 bis August 1912 die Fleischpreise um 10 bis 20 Prozent gestiegen seien, die Viehpreise um 13 Prozent bei Rindern, 15 Prozent bei Kälbern und Schafen, 40 Prozent bei Schweinen. Wohlgerne: die Preise im August waren bereits sehr hoch, und die jetzigen Preise sind direkt Hungersnotpreise. Die Folge ist dann, daß die Zahl der Schlachtungen auf dem Berliner Schlachthof im August zurückgingen, bei Rindern um fast 25 Prozent, bei Kälbern um 21 1/2 Prozent, bei Schweinen um 6 Prozent. Mit Recht wurde denn auch betont, daß „die Verhältnisse einer Krise gleichkommen“ und „daß hier mit halben Mitteln nichts zu tun ist“.

Inzwischen hat die preussische Regierung kund und zu wissen getan, was sie vorzuschlagen hat, und das läuft darauf hinaus: Aufhebung der Einfuhrverbote aus Gebieten, in denen kein Fleisch zu haben, Fortbestehen der Bestimmungen, die jede Einfuhr aus entfernten Ländern unmöglich macht. Die Regierungen der übrigen deutschen Vaterländer sagen, wie üblich, ja und Amen zu allem, was aus Berlin kommt.

Der Magistrat von Berlin beeilt sich nun, darauf zu antworten, indem er feststellt, daß eine durchgreifende Wirkung durch die „Einfuhrerleichterungen“, da sie sich nur auf „europäische Provenienzen“ beziehen, nicht erzielt werden kann. Schon deshalb nicht, weil in diesen Gebieten nur wenig Vieh und Fleisch zu haben ist und der Kusturm auf die freigegebenen Bezugsquellen so stark sein wird, daß dort alsbald die Preise in die Höhe getrieben werden. Es sind eben die Vorräte zu gering. Trotzdem erklärt der Magistrat, daß er sofort um die Genehmigung nachgesucht habe, zur Einfuhr von lebendem Rindvieh aus den Niederlanden, von frischem Rindfleisch aus dem europäischen Rußland und von frischem Schweinefleisch aus Serbien, Rumänien und Bulgarien zuzulassen. Auch wurde — heißt es in der Mitteilung — „um die Genehmigung nachgesucht, die Einfuhr von Schweinefleisch aus Rußland zuzulassen, da man im Magistrat der Meinung war, daß die Beschränkung dieses Teils der Einfuhr lediglich auf die größeren Städte des äußersten Ostens nicht beabsichtigt sein könne, weil ja alsdann die Staatsregierung die Erreichung ihres Ziels, zur Abschwächung der Fleischnot beizutragen, noch mehr erschwert sehen würde“.

Die Kritik, die hier der Berliner Magistrat übt, ist um so wichtiger, als an seiner Spitze ein Mann steht, der noch vor einem halben Jahre die Bethmannsche Politik mitmachte, Herr Wermuth, der im März die Steuerungsinterpellation der sozialdemokratischen Fraktion bekämpfte und behauptete, die Preise „aller landwirtschaftlichen Produkte seien im Sinken“ und würden auch weiterhin sinken. Inzwischen hat Gott dem Herrn Wermuth ein andres Amt und damit auch einen andern Verstand verliehen: seit er gezwungen ist, als Oberbürgermeister von Berlin sich um die Vorgänge auf dem Lebensmittelmarkt zu kümmern, sieht er, welches Unheil die niederträchtige Brot- und Fleischwucherpolitik, die er bisher zu machen half, angerichtet hat.

Wenn der Berliner Magistrat jetzt daran geht, die Einfuhr aus Holland, Rußland und den Balkanstaaten zu organisieren, so tut er damit seine Pflicht, denn er kann nicht anders, als die „kleinen Mittel“ zu versuchen. Nur ist es an den fünf Fingern abzuzählen, daß dabei nichts herauskommen kann, als ein Nachweis der Bösartigkeit der Bethmannschen Regierung. Die Balkanstaaten fallen aus, weil in Serbien und Bulgarien infolge der Mobilisation, selbst wenn der Krieg vermieden wird, auf Monate hinaus jede Ausfuhr von Vieh und Fleisch in großen Mengen ausgeschlossen ist. Rumänien, das allenfalls in Betracht käme, findet eben wegen der Wirren auf dem Balkan reichlichen Absatz in Gebieten, die sich für gewöhnlich aus Serbien und Bulgarien verproviantieren. Die Einfuhr aus Holland muß minimal bleiben, weil dort die Preise hoch und die Viehbestände durch die vorjährige Dürre stark reduziert sind. Bleibt Rußland. Aber wie wir bereits auseinandergesetzt haben, kommen die entlegenen Gebiete nicht in Frage, solange der 3. 12 des Fleischbeschaugesetzes bestehen bleibt. Es ist z. B. Schlachtvieh in größeren Mengen, besonders Schafe, in Podosien und der Ukraine zu haben. Aber es mußte dieses Vieh dann etwa in Kiew geschlachtet und nach Deutschland transportiert werden (lebend darf es nicht herein). Aber der Transport von Kiew bis Berlin dauert bei gewöhnlicher Fracht mindestens acht Tage, und in dieser Zeit verdirbt das Fleisch, wenn nicht Wagen mit Kühlvorrichtungen vorhanden sind. Solche wird jedoch niemand beschaffen, wenn die Erlaubnis der Einfuhr jederzeit widerrufen werden kann. Ein andres Gebiet wäre Litauen und das sogenannte Weißrußland. Hier ist Vieh zu haben, aber fast ausschließlich minderwertiges, denn die dortigen Bauern und Großgrundbesitzer haben keinen genügenden Absatz für ihr Vieh, vernachlässigen daher die Mast. Es könnte also von hier nur Magervieh bezogen werden, denn bis die Mast in Angriff genommen wird, vergeht viel Zeit. Die Transportverhältnisse sind übrigens ähnlich wie von Kiew. Denkbar wäre vielleicht, daß man Viehherden in jenen Gebieten auskauft, sie nach den Städten Rußlands-Polens transportiert, hier schlachtet und das Fleisch nach Deutschland verfrachtet. Das würde aber die Kosten enorm erhöhen, und es kommt hinzu, daß in diesen Städten die Schlachthöfe sich als unzulänglich erweisen müssen. Selbst Warschau — von wo aus der Transport immer noch einige Tage dauern muß — hat einen ganz veralteten und kleinen Schlachthof, der selbst für den Ortsbedarf lange nicht mehr genügt und jetzt umgebaut werden soll, für große Schlachtungen zu Exportzwecken jedenfalls ungeeignet ist (er hat

nicht einmal Bahnanschluß). Somit kann man sicher sein, daß die Einfuhr von Fleisch aus Rußland auf enorme, fast unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen muß. Es geht eben nicht an, sich gegen ein Land hermetisch zu verschließen und dann plötzlich aus diesem Lande im Notfalle Hilfe zu erwarten. Wären die Grenzen nicht seit Jahren gesperrt, dann hätte sich in Polen, Litauen, Podosien, Ukraine, Weißrußland schon längst eine auf den Export nach Deutschland berechnete Viehzucht entwickelt, jetzt, im Handumdrehen, läßt sich nichts Durchgreifendes machen. Deshalb hat der Berliner Magistrat sicher recht: die geringen Vorräte an Vieh, die in den näherliegenden Gebieten vorhanden sind, werden infolge der starken Nachfrage sofort im Preise steigen, zumal die Händler auch jenseits der Grenze sich vorzüglich auf die Preistreiberei verstehen. Auf so große Mengen, wie sie nötig wären, um die Preise in Deutschland zu drücken, ist überhaupt nicht zu rechnen.

Als Fazit der Maßregeln der Regierung bleibt somit, daß diese Regierung sich zu dem Eingeständnis bequemen muß, jahrelang das deutsche Volk und das Ausland an der Nase herumgeführt zu haben: sie hat behauptet, daß einzig die Rücksichten auf die Gesundheit der Konsumenten die Einfuhrverbote veranlaßt haben und muß jetzt eingestehen, daß sie diese Verbote aufhebt, obwohl im Auslande das Vieh weber gefünder noch kränker geworden ist, als es war.

Den Gipfel erreicht die Unverantwortlichkeit dieser Regierung, indem sie in ihrem Antwortschreiben an die sozialdemokratische Fraktion tut, als wäre alles getan, was zu tun ist, und es ablehnt, den Reichstag einzuberufen. Den Männchen, die in Deutschland Regierung spielen, diese blöde Selbstgefälligkeit auszutreiben, ist Aufgabe des darbenenden Volkes.

Die Fortdauer der Kriegsgefahr.

Lange soll das liebliche Rätselraten: Krieg oder Frieden? nicht mehr dauern. Umgekehrt wie es beim Ueberfall Italiens über das türkische Tripolis vor genau Jahresfrist war, oder beim Ausbruch des ostasiatischen Krieges 1904, wo die Kanonen gleichzeitig mit der Kriegserklärung losgingen, üben sich diesmal die Raubstaaten des Balkans wie die homerischen Helden in einem anfeuernden Wortgefecht, bevor sie die Waffen selber ergreifen.

Die Nachrichten sind — wie üblich — widerspruchsvoll. Es heißt, die Balkanstaaten hätten der Türkei ein Ultimatum gefandt, was von der Türkei aber bestritten wird. Am 5. Oktober, so heißt es, will man den Krieg erklären. Die Großmächte stehen um den entstehenden Brand herum und treten sich im Elfer, ihn zu löschen, gegenseitig auf die Füße. Mit Recht spottet ein bürgerliches Blatt über diese Situation:

„Wie immer die Kriegswürfel fallen mögen, ob die Türkei sich ihrer Bedränger erwehrt — und ihre Streitkräfte sind nicht zu unterschätzen — oder ob sie der Übermacht erliegt in dem Verweilungskampfe mit mehreren Fronten: über das Ergebnis des Kriegs, über die Verteilung der Beute werden in jedem Fall nur die Großmächte entscheiden.“

Und weil das gewiß und unumstößlich ist, kann die Hoffnung oder, wenn sie vermaßen erscheint, wenigstens der Wunsch noch immer Ausdruck finden, die Großmächte möchten, solange es mög-

Feuilleton.

Biljecronas Heimat.

Roman von Selma Lagerlöf

Da ging die Türe der Küchentammer auf, und Ramsell Maja Lisa trat in die Küche.

Zuerst sagte sie nichts, sondern betrachtete still die fleißigen Mägde. Dann ging sie zu der Kleinen hin, die die ganze Zeit am Fenster stehen geblieben war.

„Du, Nora“, begann sie, indem sie sich zugleich auf den hölzernen Stuhl am Fenster niederließ und die Hand der Kleinen zwischen ihre beiden nahm, „sag einmal, bist du weit herumgekommen und hast du außer dem Löwsee auch noch andre Seen gesehen?“

Die Kleine wurde blutrot, weil die Pfarrerstochter sie anredete, und sie vermochte nur gerade so laut zu sprechen, daß man es in der Küche vernehmen konnte, als sie antwortete: O ja, sie habe schon sehr viele Seen gesehen, mehr, als sie überhaupt zählen könne.

„Dann könntest du mir den Gefallen tun und an einen von ihnen denken“, sagte die Pfarrerstochter. „Du darfst denken, an welchen du willst, nur muß er lang und schmal sein und zwischen zwei langen bewaldeten Bergrücken liegen.“

Die Kleine drückte das Kinn auf die Brust und starrte auf den Boden. Aber bald sah sie wieder auf; jetzt hatte sie sich einen gedacht.

Die Pfarrerstochter warf ihr einen schelmischen Blick zu, aber ihre Stimme klang noch immer ungeheuer ernst. „Siehst du ihn auch richtig vor dir?“ fragte sie. „Siehst du, wie ein kleiner glänzender Bach von Norden herkommt und sich in den See hineinstürzt, und wie sich dieser weit drunten nach Süden verengert, bis schließlich nicht mehr davon übrig bleibt, als ein anderer kleiner Fluß.“

„Ja, ja, die Kleine sah es.“

„Nun, wenn du so viel siehst, dann siehst du wohl auch, wie sich die Ufer mit großen Buchten und Einschnitten hinziehen“, fuhr die Pfarrerstochter fort. „Da und dort springen schmale, schöne Landzungen vor, wo Hängebüden stehen, die sich über das Wasser neigen. Und draußen im Wasser liegen kleine steinige Holme, die ganz mit Faulkräusenbäumen und Ebereschen bewachsen sind, die im Frühjahr immer über und über im herrlichsten Blütenstand stehen, daß sie aussehen, wie junge Bräute im Festgewand.“

„Ja, ja, die Kleine sah alles, was die Pfarrerstochter von ihr verlangte.“

Ramsell Maja Lisa warf einen Blick zum Fenster hinaus und über das lange Tal hin. Dann wendete sie sich wieder dem kleinen Mädchen zu und lächelte; aber ihre Stimme hatte einen besonderen Nachdruck, als sie wieder sprach, wie wenn die Kleine auf das, was sie jetzt sagte, ganz besonders aufpassen sollte.

„Wenn du das alles siehst, dann siehst du wohl auch, daß auf der einen Seite ein sandiges Ufer ist, wo sich viele Kinder tummeln, die den ganzen Sommer lang dort haben, und daß an einer andern Stelle eine hohe Felsenwand aufragt, auf der große, dunkle Tannen wachsen mit mächtigen dicken Wurzeln, die wie Schlangen umeinander geschlungen sind. Und wieder an einer andern Stelle siehst du wohl auch ein Sumpfland, wo dichtes Erlengebüsch steht, durch das

man kaum hindurchkommen kann, und wieder hinter diesen liegen die schönen ebenen Wiesen, wo das Vieh weidet.“

Und die Kleine war nicht ungeachtet, sie sah alles miteinander.

„Wenn du so viel siehst“, fuhr die Pfarrerstochter weiter fort, „dann siehst du wohl auch die großen Klippen am Uferstrand, wo die Leute sich an den Sonntagen aufstellen und ihre Angeln auswerfen, um Barsche zu fangen. Und ebenso wirst du die kleinen Einbäume sehen, die am Ufer angebunden liegen, und die kleinen Fischerhäuschen, die alt und grau und windstief draußen auf den Landspitzen stehen.“

„Ja, ja“, sagte die Kleine eifrig; sie sah alles und nach mehr dazu.

„Nun, wenn du so viel siehst, dann siehst du wohl auch, daß rings um den See her gleichsam ein ganzer Ring von Dauernhöfen mit Aedern und Wiesen liegt; aber sie liegen nicht so nahe am See wie die Fischerhütten, sondern ein gutes Stück weiter im Land drinnen. Und oberhalb der Bauernhöfe liegen Birkengehölze und abgeschwendetes Land; aber dann sehen Tannenwälder ein, und diese klettern an den Bergen hinauf bis zu den höchsten Gipfeln.“

Tawohl, auch das sah die Kleine.

Jetzt wurde die Pfarrerstochter auf einmal nachdenklich; dann aber fuhr sie fort:

„Nun kommt das Schwierigste. Siehst du, wenn nun eines Tages dieser See, an den du gedacht hast, austrocknen würde, daß sich auch nicht ein Tropfen klares Wasser mehr darin fände, wie würde es dann da aussehen, wo der See vorher war? Sag, wie denkst du dir das?“

Darauf aber konnte die Kleine keine Antwort geben; sie sah nur die Pfarrerstochter starr an.

„Ja, ich weiß es selbst auch nicht genau“, sagte diese. „Aber ich denke mirs so: Nachdem ein paar Jahre vergangen